



1934: Ilse Groß, dreizehn Jahre alt.

Der Sanitätsrat empfahl nichts Konkretes. Ilse blieb noch ein paar Wochen zu Hause. Dann verließ sie die fröhliche Weinstadt Richtung Schweiz: allein, vierzehn Jahre alt. Ihre erste Flucht aus Bingen.

Wenn sie in Genf hätte bleiben können, drei Jahre später, im Herbst 1938, hätte sie dort eine Fachschule für Bibliothekarinnen besucht. Sie hätte weiter tanzen gehen können – sie besaß silberne Tanzschuhe –, sich mit Freundinnen treffen, am See spazieren gehen. Aber den Eltern war es nicht mehr möglich, ihr Leben in Genf zu bezahlen. Ilses Aufenthaltserlaubnis lief ab.

In ihrem Genfer Zimmer hing, wie in vielen Jugendzimmern der Zeit, die »Unbekannte aus der Seine«. Es handelte sich um das Porträt einer attraktiven weiblichen Wasserleiche. Als völlig unklar war, was mit Ilse passieren würde, welches Land sie aufnehmen könnte, nach Deutschland konnte sie nicht zurück, in der Schweiz konnte sie nicht bleiben, stand sie am Ufer des Sees, schaute den Genfer Schwänen zu und stellte sich vor, im Wasser zu ertrinken wie die populärste Ertrunkene ihrer Zeit. Irgendetwas daran fühlte sich auch romantisch an. Und dann ergab sich die Möglichkeit, nach England zu gehen. Die Rettung, zumindest für sie.

Zehntausende marschieren in den Dreißigerjahren durch englische Straßen. Ihre Hände schnellen hoch zum Gruß. Das Horst-Wessel-Lied singen sie in englischer Übersetzung. Sie gehören zur antisemitischen »British Union of Fascists«. ³ Aber Gegendemonstranten stellen sich ihnen in den Weg. Und in Kirchen, Synagogen, Gewerkschaften formieren sich Initiativen, die eine großzügigere Flüchtlingspolitik für die verfolgten deutschen Juden fordern. Überall im Land spenden Briten für diese Organisationen, wie für das »Movement for the Care of Children from Germany«. ⁴

Nach den deutschen Novembepogromen beschließt das britische Parlament: Zehntausend jüdische Kinder und Jugendliche sollen – vorübergehend – ins Vereinigte Königreich eingelassen werden. Die Eltern der jungen Menschen sind ebenso in Gefahr. Für sie aber, so heißt es, finde sich auf den Britischen Inseln kein Platz. Grundsätzlich sollen die Grenzen dicht bleiben. Die Arbeitslosigkeit ist zu hoch. Also gibt es nur – oder immerhin – diesen Kindertransport.

In Deutschland, Polen, Österreich und der Tschechoslowakei begleiten Väter und Mütter ihre Kinder zu Bahnhöfen. Manche der Eltern umarmen die Kinder fest, küssen sie noch einmal und noch einmal. Es könnte schließlich ein Abschied für immer sein. Andere halten sich mit den Zärtlichkeiten zurück. Es soll ja wirken, als würde man sich bald wiedersehen. Der Vater eines Mädchens kniet sich vor das Kind auf den Bahnsteig und bittet es, in England alles dafür zu tun, ihre Eltern, Großeltern, ihre Tante und ihre Cousinen aus Österreich herauszuholen. Das Mädchen ist zehn Jahre alt.⁵ Die Eltern winken den Töchtern, den Söhnen hinterher.

Das Schicksal der allermeisten Zurückgebliebenen wird die Grenzen der Darstellbarkeit überschreiten. Die Züge fahren durch die Niederlande, die Kinder besteigen Fähren, und als diese in England anlegen, winken die Kinder, ihre Identitätsmarken um den Hals, für die Kameras der Pressevertreter. Die Fotografen lichten eher Mädchen als Jungen ab, weil Flüchtlingsjungen bei der Leserschaft nicht so beliebt sind. Die erste englische Mahlzeit der Kinder wird ebenfalls fotografiert: Eintopf. Abgeholt werden sie an der Liverpool Street Station in London, von Verwandten oder von Pflegeeltern. Andere finden Unterkunft in Heimen.

Manchen wird diese Rettungsaktion als Beleg für britische Großzügigkeit gelten. Es ist herzerwärmend, wie viele Menschen sich bereit erklären, die Schutzsuchenden aufzunehmen und zu behandeln, als seien sie ihr eigener Nachwuchs. Manche aber werden die Maßnahme als Element einer verfehlten Flüchtlingspolitik betrachten. Die Eltern der Geretteten werden in ihrer großen Mehrzahl dem mörderischen deutschen Antisemitismus zum Opfer fallen. Dass sie gefährdet sind, kann man im November 1938 schon absehen, auch wenn die Politik der Vernichtung noch nicht beschlossen ist. Keine Rettungsaktion Großbritanniens wird so umfangreich dokumentiert werden wie der Kindertransport und keine so kontrovers diskutiert.⁶

Ilse Schwester Bertha, fünfzehn Jahre älter als sie, hat schwere geistige und körperliche Behinderungen. Ihr Gehirn ist bei der Geburt geschädigt worden. Seit Ilse denken kann, hat Bertha in einem Heim in Rhens gelebt, fünfzig Kilometer rheinabwärts von Bingen.

Als Kind hat Ilse für Bertha Bilder gemalt und die Eltern haben die Bilder ins Heim mitgenommen. Ilse hat Gedichte über ihre Schwester geschrieben, eine Art romantische Obsession mit ihr gepflegt, am Klavier gesessen und improvisiert, Musikstücke gespielt über und für Bertha, die diese nie gehört hat. Ilse hat eine Haarsträhne Berthas bekommen: schönes, braunes Haar. Oft hat sie die Eltern gebeten, sie zu ihr mitzunehmen. Die Eltern sagten stets, dass sie Ilse das ersparen wollten. Es war kein

Tabu in der Familie, sie redeten durchaus über Bertha, aber es stand fest, dass Ilse ihrer Schwester nicht begegnen sollte.

Zu Weihnachten packte die Mutter Päckchen für Bertha und für die Belegschaft des Heims. Sie schickte Nachthemden, Pantoffeln, Seife, Dosen mit selbstgebackenen Weihnachtsplätzchen. Die Schwester lernte schreiben, als sie vierundzwanzig Jahre alt war. Ilse bekam eine Postkarte von ihr: ein paar Großbuchstaben, offensichtlich mit Mühe auf die Karte gebracht. Irgendwann klang Ilses romantische Neigung zur nie gesehenen Bertha ab und damit auch der Wunsch, sie zu besuchen.

Seit 1933 haben viele Menschen um die Eltern herum Bingen und Deutschland verlassen: jüdische Nachbarn, Freunde, Verwandte. Karl und Agnes Groß bleiben, wegen Bertha. Dass Behinderte im Nationalsozialismus besonders gefährdet sind, wird schon sehr früh klar. Ein Plakat von 1938 zeigt einen »erbkranken« Mann und verweist darauf, dass dieser die »Volksgemeinschaft« 60 000 Reichsmark koste. Die praktischen Konsequenzen, die daraus zu ziehen seien, deutet der Aushang nur an. Im Geheimen bereiten deutsche Bürokraten und Mediziner sie vor.⁷

Doppelt so groß wie die Gruppe der durch den Kindertransport Geretteten ist die der nach Großbritannien geholten Haushaltshilfen. Wenn man sich verpflichtet, als Dienstinne zu arbeiten, bekommt man ein britisches Visum. So können sich zwanzigtausend jüdische Frauen aus Deutschland, Österreich und Polen der Vernichtung entziehen. Sie kommen nicht als Gruppe, sondern einzeln, nach und nach. Auf sie warten keine Fotografen. Die Frauen verschwinden in den Haushalten, in denen sie kochen, bedienen, putzen. Die allermeisten von ihnen haben noch nie zuvor als Dienstmädchen gearbeitet. Einige von ihnen wissen nur, wie man Dienstmädchen beschäftigt.

Hinter dem Rettungsprogramm für »domestics« steht keine pure Menschenfreundlichkeit. In Großbritannien herrscht in den Dreißigerjahren eine Dienstinnekrise. Geflüchtete sollen sie beheben. Junge britische Frauen aus der Arbeiterklasse wollen nicht mehr Hausangestellte werden. Es ist grauenhaft: Man bekommt einfach kein Personal mehr. Vielleicht liegt es daran, dass Dienstmädchen in vielen Familien keine Schrubber an Stielen ausgehändigt werden, obwohl in englischen Haushaltswarengeschäften durchaus Schrubber an Stielen erhältlich sind. Traditionell, die Symbolik will es so, soll das Dienstmädchen stets auf dem Boden knien, wenn es schrubbt. Möglicherweise ist der Beruf der Bediensteten auch deshalb unattraktiv, weil bei sexuellen Übergriffen durch die Herrschaft oder die Söhne der Herrschaft die schuldige Partei meist schnell gefunden ist: die Hausangestellte selbst. Oder es hat sich herumgesprochen, dass Dienstmädchen nicht die Badezimmer ihrer Arbeitgeber benutzen dürfen, sondern lediglich den für sie bestimmten Nachttopf in ihrem Zimmer, was peinlich ist und ständig daran erinnert, dass die Dienende konsequent ausgeschlossen wird von der Familie, mit der sie zusammenlebt und für die sie schuftet.⁸

In London sitzt Ilse jetzt oft neben einer Badewanne. Sie erzählt einem Kind Geschichten. Aus Cousin Willys Bungalow ist sie ausgezogen. Auch sie ist jetzt ein Dienstmädchen – wenn auch unbezahlt. Offiziell ist sie Schülerin. Das sagt ihr gefälschtes Visum. In der Wanne liegt ein siebenjähriges englisches Mädchen und korrigiert die sprachlichen Fehler, die ihre neue Betreuerin beim Erzählen macht.

Wenn Ilse genug zu essen bekommen würde, könnte man sagen: Sie hat Glück mit ihrem Arbeitsplatz. Sie muss nicht auf den Knien schrubbten. Die Siebenjährige unterhält sich sehr gern mit ihr und liebt es, sie auf Fehler hinzuweisen. So lernt Ilse Englisch.

An jedem Abend liest Ilses Arbeitgeberin ihrer Tochter und ihrer Haushaltshilfe eine Stunde lang vor. Die Mutter hält ihr Kind für ein Genie. Von Ilses Fähigkeiten scheint sie weniger überzeugt. Sie liest Szenen aus Shakespeare-Stücken. Ilse sitzt auf einem Kissen, das Mädchen auf einem anderen Kissen, die Arbeitgeberin in einem Sessel, neben der Lampe, und für Ilse fühlt sich das Zuhören an, als würde sie auf einem Trapez turnen. Sie fliegt von einem englischen Wort, das sie schon versteht, zu dem nächsten Wort, das ihr bekannt vorkommt. Zwischen den Wörtern kann sich sehr viel Luft befinden.

Wenn die Mutter Shakespeare aus dem Programm nimmt, kommt die Zeit der Wouldbegoods: sechs dicke Freunde, englische Kinder, Oswald, Dora, Dicky, Alice, Noël und H. O. Warum H. O. so heißt, wie er heißt? Es wurde im Vorläuferband erklärt. Einen Sommer lang erleben die Wouldbegoods Abenteuer auf dem Land. Dort, so liest Ilses Chefin vor, seien die Leute freundlicher als in London, einfach weil es weniger Menschen gebe, also relativ gesehen mehr Freundlichkeit vorhanden sei. So, wie sich ein Pfund Butter sehr viel großzügiger auf einem Laib Brot verteilen lasse als auf einem Dutzend Broten.⁹

Ilse hat immer Hunger. Es gibt kein Brot im Haus. Zum Frühstück bekommt sie Porridge. Das ist die reichhaltigste Mahlzeit. Mittags, zumindest am Wochenanfang, sieht sie auf ihrem Teller ein Stückchen Überrest von dem Braten, den es am Wochenende gab. Donnerstags gibt es vielleicht ein kleines Würstchen. Was danach passiert: unsicher. Einen Keks bekommt sie am Nachmittag. Zum Abendessen lernt sie den entfernt zwiebackhaften englischen »water biscuit« kennen und die in diesem Königreich sehr populäre Rindfleischpaste Bovril. Aber auch das sind nur Kleinstportionen. Ihre Chefin ist spindeldürr. Sie scheint nie zu essen. Die kleine Tochter bekommt zusätzlich immer mal wieder ein Ei oder einen Apfel. Nicht Ilse.

Die Putzfrau bringt Ilse eine Scheibe Brot mit. Sie wischen zusammen Staub und reden. Die Putzfrau erzählt, dass ihr Mann sie schlägt und wie froh sie ist, wenn er nicht zu Hause ist. Sie findet Ilse und ihre eleganten Kleider offensichtlich interessant und irgendwie seltsam und sagt ihr, dass die Art, wie Ilse rede, sie an den walisischen Akzent erinnere. Wie solch ein Akzent klingt, ist Ilse komplett unbekannt, und was und

wo Wales ist, auch. Aber sie ist dankbar für das Brot. Sie weiß, dass sich die Putzfrau dieses Geschenk eigentlich nicht erlauben kann.

Man sagt, dass man Englisch so sprechen soll, als hätte man eine Pflaume im Mund. Nachts liegt Ilse hungrig wach. Wenn in Bingen Gäste kamen, wurden die feinsten Tischdecken aufgelegt, aus Stoff, selbstverständlich. Das Tafelsilber wurde darauf arrangiert, zahlreiche Gläser eingedeckt. Zuerst gab es die Bouillon: Rinderbrühe, eine Farbe wie helles Gold, darin kleine Inseln von Markklößchen. Auf dem Tisch standen warme Brötchen parat, versteckt unter einer Stoffserviette in einem silbernen Korb. Dann ein Braten, Gemüse, Salat, zum Dessert hausgemachte Eiskrem, vielleicht eine Eisbombe, schließlich Obst und Käse.

Ilse steht auf, schaut aus dem Fenster. Von hier aus sieht sie auf ein luxuriöses Haus. Sie beobachtet die Dienstboten dort, die schon am Abend die Tablett für das sicherlich opulente Frühstück vorbereiten. Sie legt sich wieder ins Bett und träumt von Schweizer Schokolade, gutbürgerlicher deutscher Küche, Restaurantbuffets. Sie stellt sich vor, dass die wohlhabenden Leute von gegenüber sie zu sich einladen und im nächsten Schritt adoptieren. Wie sie ihr erst Kuchen anbieten, wie sie dann in eines der Zimmer dieses Hauses einzieht und wie schließlich, nachdem ihre neuen Gastgeber alles Notwendige dafür in Bewegung gesetzt haben, ihre Eltern in Croydon landen und sie sich vor Freude weinend in die Arme fallen.

Einmal, vor dem Krieg, 1935, ist sie mit ihrer Mutter nach London gefahren: ein Besuch bei entfernten Verwandten. Mutter und Tochter erzählten ihren Gastgebern, dass die Badeanstalt am Rhein nun für Juden verboten war, dass in einem Ort nahebei das Schild hänge: »Die Straße nach Jerusalem führt nicht durch dieses Dorf«, dass ein Hitlerjunge einen Stein auf Ilse geworfen habe. Die Verwandten waren der Meinung, dass sich das alles sicher wieder normalisieren werde. So schlimm konnte es wirklich nicht sein. Das weiß man ja: Der Engländer an sich neigt dazu, Krisen nicht so aufzubauschen. Und Ilse wollte den Londonern gefallen. Also sagte sie, dass es nur ein kleiner Stein gewesen sei. Eher ein Kiesel. Er habe sie zwar am Kopf getroffen, sie aber kaum verletzt.

Erst später wurde ihr klar, dass es sich bei dieser Londonfahrt nicht um eine Vergnügungsreise gehandelt hatte. Ilse hatte Mitleid erregen sollen, so die Strategie der Eltern, damit diese Familie sie bei sich aufnehmen würde und eine der beiden Töchter schon einmal in Sicherheit sei. Der Plan war nicht aufgegangen. Kurze Zeit nach ihrer Rückkehr aus London kam ein weiterer Stein geflogen, nun kein Kiesel, durch die Fensterscheibe in den Salon der Familie Groß. Er traf den Sessel, in dem der Vater so gern saß, nur in diesem Moment gerade nicht.

Ilses Ungeschicklichkeit kann ihre Londoner Arbeitgeberin nicht ertragen. Diese hasst selbst den Haushalt und neigt zu cholerischen Anfällen. Sie ist Theosophin. Der Mensch trägt alles, was das Universum beinhaltet, latent in sich.¹⁰ An dieses theosophische